

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 35 (1955-1956)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER-RUNDSCHE

Redaktion: Dr. F. Rieter

Neue Schillerliteratur

Es gehört zu den schwierigsten Aufgaben dessen, der eine Diagnose seiner Zeit zu stellen sucht, zu erkennen, wie weit, wie stark und wie rein das Werk einzelner schöpferischer Geister der Vergangenheit in der Gegenwart weiterwirkt. Was aber heißt überhaupt, eine große Gestalt der Geschichte wirke auf die Gegenwart? Was heißt, Goethe oder Schiller, Hölderlin oder Kleist, Stifter oder Keller leben unter uns weiter? Leben sie, indem sie in den Schulen gelesen werden, leben sie, indem ihre Werke neu aufgelegt, ihre Dramen in den Theatern gespielt werden, leben sie, indem Vorlesungen über sie gehalten oder Bücher über sie geschrieben werden? Ohne Zweifel spielen alle diese Momente eine gewisse Rolle, aber sie sind nicht entscheidend. Eines großen Dichters Werk wirkt im Grunde nur dort, wo es wirklich gelesen wird, wo es in der unmittelbaren Reinheit, in der es gestaltet wurde, auf Herz und Geist der Menschen weiter wirkt, wo sie mit ihm Umgang haben wie mit den Werken eines Zeitgenossen. Wer aber will entscheiden, wie weit dies im einzelnen Falle zutrifft, wo doch die Möglichkeiten dazu ebenso vielfältig sind wie die Möglichkeiten der Begegnung mit dem Werke der Dichter überhaupt. Wie unterirdische Wasseradern fließt der Geist der großen Toten durch die Zeiten, wir nehmen es kaum wahr, wenn unsere Wurzeln aus diesen Adern Nahrung und Kraft saugen. Nur wenn wir uns über uns selbst Rechenschaft geben, fragen wir, wessen Geist uns hilfreich war. Nur, wo wir an uns selbst arbeiten, uns nach «Führung und Geleit» umsehen, gesellen wir uns zu den Großen der Jahrhunderte. Jede echte Begegnung mit dem Geiste der Vergangenheit ist ein Zeichen der Gnade.

Das Verhältnis der Deutschen zu Schiller war ein Jahrhundert lang problematisch. Zwar war seine Wirkung

auf die Nation in dem Jahrhundert nach seinem Tode weitaus größer als die Goethes. Vielen Deutschen war es zur Gewohnheit geworden, sich seiner zu rühmen, aber haben sie Schiller auch wirklich erkannt? Sahen sie nicht bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges vielmehr nur einen verbürgerlichten Schiller, dessen Bild von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter gereicht wurde? Schmückten sie nicht ihre Festreden, wenn sie seiner gedachten oder wenn sie eine Stunde vaterländischer Erinnerung feierten, mit pathetischen Worten, die aus dem Zusammenhang seines Werkes gerissen waren? Berauschten sie sich nicht oft genug in einem falschen Pathos, ohne den echten Schiller zu sehen, der der Verkünder und Gestalter nicht eines lebensfernen und lebensfremden, sondern eines ernsten, einem harten Leben abgerungenen, tragischen Idealismus war? Lasen sie neben den Dramen die Schriften in Prosa, die philosophischen und ästhetischen Aufsätze, die Briefe und die Gespräche? Selten genug geschah dies, und sie meinten dennoch, Schiller zu kennen, der ohne diese Schriften nicht verstanden werden kann. Sie hielten auch nur selten Leben und Werk des Dichters zusammen, begriffen nicht, daß auch seine Dichtung eine Dichtung aus dem Erlebnis war, wenn auch in einem anderen Sinne als im Falle Goethes. Erst mit dem Beginn unseres Jahrhunderts und vor allem in den beiden Jahrzehnten, die dem ersten Weltkrieg folgten, wurde dieses bürgerliche Schillerbild mehr und mehr als unecht erkannt. Literaturwissenschaftler wie Boeckmann, Cysarz, Fricke, Korff, Storz und von Wiese haben wesentliche Beiträge zur Neuförmung des Schillerbildes geliefert. Dichter wie Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Alexander Schröder bekannten sich zu einem Schillerbilde, das sich wesentlich von dem des 19. Jahrhunderts unterschied.

Nun wird am 9. Mai 1955 der 150. Todestag Schillers wiederum Anlaß zu mannigfältigen Feiern geben. Vielerorts wird Schillers Andenken von berufenen und unberufenen Zeitgenossen gefeiert werden. Wir begehen einen solchen Festtag am gültigsten, indem wir darauf hinweisen und daran erinnern, wer Schiller war und was sein Werk uns heute sein kann, indem wir die Zeitgenossen ermahnen, sich in dieses Werk selbst zu vertiefen.

Erfreulicherweise hat uns Reinhard Buchwald als Frucht lebenslanger Beschäftigung mit Schillers Leben und Werk, mit den alten und neuentdeckten Quellen, mit der Literatur über Schiller das Schillerbildnis unserer Zeit geschaffen. Das zweibändige Werk, das berufen ist, unserer Zeit zu zeigen, wer Schiller war, und was sein Werk uns heute sein kann, ist aus der Volkshochschularbeit des Verfassers herausgewachsen, derart, daß die Fragestellungen einfacher, aber bildungshungriger Menschen bei Führungen durch das Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv ihn «das hatte üben lernen, was Max Scheler eben damals die Verwandlung von Fachwissen in Bildungswissen nannte». Anton Kippenberg, der Leiter des Insel-Verlags, dem Buchwald von seinen Erfahrungen berichtete, ermutigte den Verfasser, zunächst ein Werk über Goethe zu schreiben; Buchwald aber meinte mit Recht, man sollte ein solches Unternehmen mit Schiller beginnen. 1934, bzw. 1939, erschienen dann die beiden Bände erstmals; sie liegen jetzt in einer völlig neuen Bearbeitung vor, in der neue Erkenntnisse, neue Entdeckungen berücksichtigt sind¹⁾.

Wenn es oft bedauert wurde, daß Schiller keine Selbstdarstellung seines Lebens und seiner geistigen Entwicklung — eine der erregendsten, die wir in der Geschichte des deutschen Geistes kennen — geschrieben hat, so dürfen wir nun sagen, daß Buchwald diese fehlende Selbstdarstellung, so weit das für einen Nachlebenden überhaupt möglich ist, ersetzt hat. Buchwald hat vor allem durch die Erschließung neuer und durch die Deutung früher bereits bekannter Quellen die Kindheit und die Jugend, die entscheidende geistige Entwicklung also, wie sie Goethe für sich in «Dichtung und Wahrheit» darstellt, für Schiller sichtbar gemacht und daraus gültige Schlüsse für die gesamte Entwicklung

seines Geistes gezogen. Was Buchwald gibt, ist also durchaus ein Werk auf quellenkritischer Grundlage, das bis ins einzelne vor den strengen Forderungen der Forschung standhält. Es ist aber durch die Art seiner Darstellung, vor allem auch durch die Art, wie das reiche Material in *Gestalt* verwandelt wurde, ein lesbares, lebensnahe Buch geworden, das bewußt die Aufgabe übernimmt, Schiller dieser Zeit sichtbar zu machen. Die innere Anteilnahme des Verfassers an Leben und Werk Schillers ist überall wohltuend spürbar. Aber diese Anteilnahme hat dem wissenschaftlichen Charakter keinen Eintrag getan. So ist kein Marmor- und Klassikerbild entstanden, aber auch kein unverbindliches und verpflichtendes essayistisches Gespräch, sondern ein Werk, in dem Wissen in Gestalt verwandelt, Gelehrsamkeit in Lebenswissen umgeformt wurde. Wenn Goethe am 27. August 1794 an Schiller schrieb: «Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden», so dürfen wir sagen, Buchwald habe in diesem Werk uns mit dem Gang von Schillers Leben, ganz besonders aber mit dem Gang seines Geistes bekannt gemacht. Gewiß läßt sich mit Buchwald über einzelne Fragen rechnen, das gehört zum Wesen eines jeden großen Werkes, ändert aber an dem Gesamtwerke nichts, das uns Schillers Werden und Reifen, sein menschliches Ringen mit sich selbst und mit dem Geiste der Zeit sichtbar macht, das uns zeigt, wie aus diesem Ringen heraus notwendigerweise dieses Werk wachsen mußte, dessen tragende geistige Kraft wir einen tragischen Idealismus nennen möchten, dem wir uns sehr verwandt fühlen. Dieser Idealismus hat nicht vor uns zu bestehen, vielmehr haben wir uns vor seinen Forderungen zu bewahren.

Von jeher wurde die pädagogische Sendung des Werkes von Schiller erkannt, oft genug freilich auch über Gebühr einseitig betont. Es wäre ein Irrtum, dieses pädagogische Moment übersehen zu wollen, aber es muß in einem geziemenden Verhältnis innerhalb des Gesamtwerkes gesehen werden. Schiller war in erster Linie Dichter, Künstler;

es ging ihm letztlich immer um die Gestalt. Es darf durchaus zugegeben werden, daß bei ihm oft die Idee stärker war als die Vision, daß die Idee über die Gestalt heraustrat, das gehört zu seiner Eigenart. Die selbsterzieherische Kraft aber, die ihn instandsetzte, den Weg der Selbstbildung und Läuterung zu gehen, sie gehört so sehr seinem innersten Leben an, daß sie notwendigerweise auch im Werke zutage treten muß, aber eben nicht als Selbstzweck, sondern als eine Kraft neben anderen Kräften.

Hermann Nohl, der Göttinger Pädagoge, hat erstmals 1920 und dann wieder 1946 eine Vorlesung über Schiller gehalten, die nun als Buch erschienen ist²⁾. Daß diese Vorlesung beide Male vor jungen Menschen, die aus einem großen unglücklichen Kriege heimkehrten, gehalten wurde, gab ohne Zweifel ihren Formulierungen eine eigentümliche Färbung. Auch Nohl sieht das Gesamtwerk Schillers in einem engen Zusammenhang mit seinem Leben und seiner geistigen Entwicklung. Er spricht zwar nicht von Schiller als einem Erzieher, aber er zeigt die Momente seines Werkes auf, denen lebenformende und seelebildende Kraft zukommt. Auch er trägt so auf seine Weise dazu bei, das Schillerbild zu erneuern. Auch er heroisiert Schiller nicht, er trachtet vielmehr danach, ohne auf biographische und literaturwissenschaftliche Probleme einzugehen, den Menschen Schiller im Dichter sichtbar zu machen. Die Grenzen Schillers werden mit klaren Strichen herausgearbeitet und gegen Goethe und die Romantiker abgesteckt. Auch in diesem schmalen Buche ist die menschliche Beteiligung des Verfassers, die innere Verwandtschaft, wohltuend fühlbar.

Wie stark die bildnerische und formende Kraft von Schillers Persönlichkeit und Werk war, zeigen die Zeugnisse zahlreicher Zeitgenossen, vor allem die des Bedeutendsten unter denen, die ihm in Freundschaft verbunden waren: *Wilhelm von Humboldt*. Als Humboldt 25 Jahre nach Schillers Tod im Mai 1830 seinen Briefwechsel mit Schiller veröffentlichte, fügte er ihm die Vorerinnerung «Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung» bei³⁾. Diese Abhandlung zählt zu den schönsten Arbeiten Humboldts und zu den unersetzblichsten zeitgenössischen Dokumenten über Schiller. Humboldt legt ein Be-

kenntnis ab zu Schiller wie er ihn sah. Sein Aufsatz kann darum von vornherein nicht ganz vollständig sein, es fehlen Züge aus Schillers Welt. Er zeigt aber dennoch, was wir heute die Große Schillers nennen: das nimmermüde Streben, sich zu einer immer reineren Gestalt emporzuläutern und die so errungene Individualität ins Werk zu verwandeln. Theodor Heuß, der deutsche Bundespräsident, hat die Neuausgabe mit einem Nachwort versehen, in dem er die Gestalt Humboldts mit knappen Umrissen und den Aufsatz selbst den Lesern dieser Zeit nahe zu bringen sucht. Die Deutsche Schillergesellschaft, der diese verdienstvolle Neuausgabe zu danken ist, hat in der reizenden kleinen Turmhahn-Bücherei auch einen Neudruck von Schillers wichtiger Abhandlung *Über naive und sentimentale Dichtung* erscheinen lassen, die erstmals 1795/96 veröffentlicht wurde⁴⁾. Sie gehört in die Reihe der großen ästhetischen Arbeiten, in denen sich Schiller Rechenschaft über seine eigene Stellung als Mensch und als Dichter gab, mit denen er aber gleichzeitig am großen geistigen Gespräch der Zeit teilnahm. «Mir ist diese Arbeit auch viel näher liegend als manche andere; sie scheint mir in einem höheren Grade mein zu sein, sowohl des Gedankens wegen als wegen seiner Anwendung auf mich selbst», schrieb der Dichter an Wilhelm von Humboldt. Um dem Leser von heute die Lektüre zu erleichtern, hat Professor Eduard Spranger, der sich wiederholt im Laufe seines Lebens mit Schillers Gestalt beschäftigt hat, ein einführendes Nachwort beigefügt, in dem vor allem die von Schiller gebrauchten Begriffe geklärt werden. Es ist jedem aufmerksamen Leser von Schillers philosophischen Arbeiten bekannt, daß der Dichter mit den Begriffen nicht ganz so sorgfältig umging, wie es strenges philosophisches Denken erfordert. Die Leser werden darum Spranger gerade für diese Klärung und für die geistige Führung, die sein Nachwort bedeutet, besonders dankbar sein.

Mit einem Bekenntnis des Dankes sei denn auch unser Hinweis auf die neue Schillerliteratur abgeschlossen. Wir wünschen, daß viele Leser durch sie und mit ihr zu Schiller selbst geführt werden; denn nichts ist für eine Zeit wie die unsere so notwendig wie eine Auseinandersetzung mit dem Werk und dem Geist der Klassik, in dem das

Maß des Menschlichen auf eine so große und ergreifende Weise gegenwärtig ist, jenes Maß, das viele Zeitgenossen verloren haben. Jede Generation ist neu aufgerufen, sich mit der Klassik auseinanderzusetzen; versäumt oder verschmäht sie es, so zeigt sie nur, daß sie entweder die Größe der Klassik

¹⁾ Reinhard Buchwald: Schiller, 1. Band: Der junge Schiller; 2. Band: Der Weg der Vollendung. Insel Verlag, Wiesbaden 1953 und 1954. ²⁾ Hermann Nohl: Friedrich Schiller. Eine Vorlesung. Verlag G. Schulte-Bulmke, Frankfurt/Main 1954. ³⁾ Wilhelm von Hum-

nicht mehr erkennt oder sich nicht müht, sie zu erkennen. Das aber bedeutet wiederum in jedem Falle kein Zeichen von Stärke, sondern eher einer Schwäche, die allzuleicht geeignet ist, sich mit dem Mittelmäßigen oder dem Niederen zu begnügen.

Otto Heuschele

boldt: Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung. Turmhahn-Bändchen 11/12, 1952. ⁴⁾ Friedrich Schiller: Über naive und sentimentale Dichtung. Turmhahn-Bändchen 16/17, 1953. Beide Verlag Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar.

Eine neue Schiller-Briefausgabe

Für Briefe kann man sich aus verschiedenen Gründen interessieren. Der eigentliche Anlaß ist fast immer der, daß ein Mensch sich durch Werk und Tat als bedeutend erwiesen hat. Wer nun dessen Briefe liest, wünscht hinter die hermetische Geschlossenheit des Werks zu blicken, aus subjektiveren Zeugnissen Aufschluß zu erhalten über die persönlichen Hintergründe des abgelöst Gültigen; er wünscht über die aufgelockerten Gefilde der privaten Äußerungen sich dem Monument nähern zu können, wie wir die strenge Architektonik eines Gebäudes gern von den unverbindlichen Wandelwegen eines freien Parks her allseitig betrachten; und schließlich liest er die Briefe nicht nur im Hinblick auf das Werk, sondern als eigenständige Dokumente eines Menschen, dem alles, was er berührt, bedeutsam ist und der dadurch, daß er das ihm Bedeutsame gültig auszusagen weiß, auch für viele andere bedeutend wird. Die Werke Goethes und Schillers sind für uns nicht klassisch geworden, weil sie von besonderer Tiefe sind; der späte Hölderlin, Novalis, Hebbel, in unserem Jahrhundert Kafka u. a. sind tiefgründiger. Sie sind auch nicht klassisch um ihres exemplarischen Gedankenguts willen; manche Pädagogen haben mehr solches unmittelbar verkündet. Von philosophischer Vorbildlichkeit ist ihr Werk schon gar nicht. Aber die Vorbildlichkeit erwächst daraus, daß bei ihnen der Geist «das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit

zusammenhält». In diesen Worten aus Schillers Geburtstagsbrief an Goethe vom Jahre 1794 ist jedes Wort von vollendet Wirklichkeit. Und deshalb verlangt den, dem an dieser Ganzheit gelegen ist, nach möglichst allen Zeichen solchen Daseins der Mitte.

Für Goethe hat die Wissenschaft diesen Wunsch mit der Sophienausgabe erfüllt; nur wenig ist seit deren Abschluß (1920) gefunden und ergänzend publiziert worden. Für Schiller aber, der im deutschen Sprachbereich bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts viel sichtbarere Breitenwirkung gehabt hat, ist er immer noch nicht befriedigt. Von der seit 1943 erscheinenden *Nationalausgabe* liegen nun sieben Bände mit den Gedichten in erster Gestalt, den Räuber, Wallenstein, Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans, den Bühnenbearbeitungen und Erzählungen vor; wenn sie auch durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage erarbeitet wird, so ist sie doch so einfach dargeboten, daß wirklich jeder, der sich eingehend mit Schiller beschäftigen will, zu dieser grundlegenden Ausgabe greifen wird ¹⁾.

Solange aber nur ein zufälliger Fünftel des Gesamtwerks in endgültiger Form veröffentlicht ist und darunter z. B. noch kein Briefband, nimmt man gern Auswahlen von Forschern entgegen, die Überblick über das Vorhandene haben. Eben rechtzeitig auf den Gedenktag hat der rührige Hanser Verlag eine umfangreiche Auswahl von *Schillers Briefen*, besorgt durch den Mitbegründer

der der Nationalausgabe *Gerhard Fricke*, Professor in Istanbul, verlegt²⁾. In einen ebenso vorzüglich wie angenehm ausgestatteten Dünndruckband von fast 700 Seiten ist ein Reichtum an Gedanke und Mitteilung, persönlicher Beziehung und Welt gefaßt, der uns das einzigartige Beispiel von Schillers menschlicher Leistung, des Selbstaufschwungs über das widrigste Geschick, in unvergleichlicher Dichte wiederbringt. Wenn Schiller selber gegenüber der Gräfin Schimmelmann aussprach: «meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens» (am 23. November 1800), dann erlangt eine solche Briefsammlung für den Schillerfreund größten Wert. Unter den nach Absendeorten biographisch-chronologisch gruppierten brieflichen Zeugnissen vermissen wir kaum eines, das für die Entwicklung Schillers und für seine Beziehung zu großen Zeitgenossen repräsentativ ist, das über sein Schaffen Auskunft gibt und in sein Privates Einblick gewährt. Ganz besonders glücklich scheint der Entscheid, die wichtigsten Antworten an Schiller mit zu veröffentlichen, so daß einzelne «wiederholte Spiegelungen» sichtbar werden. Freilich können wir uns nicht mit dem Prinzip einverstanden erklären, nur Auszüge aus den Briefen vorzulegen. Zum Wesen des Briefs gehört nicht nur der Gedanke, der wie zum Drucke fertig

formuliert dasteht: das unverwechselbar Eigene, die Atmosphäre der Persönlichkeit äußert sich unmittelbarer im Zusammenhang von Anrede und Einsatz, im Rhythmus von endgültigem Gedanken und beiläufiger Mitteilung bis hin zu Gruß und Unterschrift. So hätte man, wenn der Umfang des Bands vielleicht nicht hat gesprengt werden dürfen, auf einige Briefe verzichten können, um den Briefschreiber Schiller besser kennenzulernen, um so mehr, als der Herausgeber in seinem Nachwort selber betont, «daß gerade der *Dichter* Schiller in dem alles bedingenden innersten Kern seiner Botschaft allein verstanden werden kann durch den *Menschen* Schiller». Doch sei über diesen offengelassenen Bedürfnissen das überreich Geleistete nicht vergessen, ein Werk, das durch Personen- und Werkverzeichnis über das kostbare Lesebuch hinaus zu einer vorzülichen Ergänzung bei der Lektüre von Schillers Werken geworden ist.

Jacob Steiner

¹⁾ Ursprünglich hgg. von J. Petersen, H. Schneider und G. Fricke im Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar 1943 ff. Auf 33 Bände geplant.

²⁾ Friedrich Schiller, Briefe. Hgg. von Gerhard Fricke. Carl Hanser Verlag, München 1955.

Neuere medizinisch-psychologische Literatur

Es ist ein bedeutsames Zeichen, daß jene Medizin, die sich nicht ausschließlich und schlicht mit den rein körperlichen Leiden befaßt, ihren Horizont immer mehr ausweitet und immer weitere Grenzgebiete umfaßt. Wir werden der Vielfalt der Neuerscheinungen mit den Etiketten der Psychiatrie, medizinischen Psychologie, psychosomatischen Medizin, medizinischer Anthropologie kaum mehr gerecht. Die Frage nach dem Menschen schlechthin nimmt einen immer breiteren Platz ein, und so sind denn auch die meisten der hier zu besprechenden Bücher von diesem Grundproblem her zu erfassen. Dabei zeigt sich immer wieder die fruchtbare Tendenz, aus den alten Quellen neues Verständnis zu schöpfen.

Zu den bedeutendsten Medizinhistorikern gehört zweifellos *Werner*

Leibbrand, der ein neues Werk vorlegt, das er ausdrücklich «Problemgeschichte der Medizin» nennt. Daß sein persönlicher und gelegentlich eigenwilliger Stil nicht unbedingt jeden wissenschaftlich eingestellten Medizinhistoriker erfreut, zeigen gewisse kritische Reaktionen, so u. a. diejenige von *B. Milt* in der «Neuen Zürcher Zeitung». Immerhin scheint uns die Fülle des Materials in anregender und fesselnder Weise dargestellt zu sein. Wer die geistige Herkunft des Verfassers kennt, der einerseits Psychiater ist, andererseits überzeugter Katholik, wird auch die Eigenheiten des Werkes akzeptieren können¹⁾.

Constantin Zuyderhoff macht es sich zur Aufgabe, das Wirken Johannes Müllers der modernen Psychologie und Psychotherapie zu erschließen. Die-

ser überzeugte Christ, der sich selbst weder zu den zünftigen Theologen noch zu den Psychologen zählte, sondern sich schlicht ein Naturforscher auf dem Gebiete menschlichen Wesens und Lebens nannte, hat vor allem durch sein praktisches Wirken an der von ihm geschaffenen Heimstätte Schloß Elmau Bedeutung erlangt. Zuyderhoff geht den Besonderheiten seiner Persönlichkeit behutsam und liebevoll nach und verschweigt auch die Schattenseiten nicht. Der Leser, welcher nicht von vorneherein mit den Schriften Müllers vertraut ist, vermißt gelegentlich etwas klarere biographische Einzelheiten. Es wird aber deutlich, daß Müller als ein Gegeuwartsmensch, unangekränkelt von Ambivalenzen, das Wesentliche seiner Aufgabe darin sah, andere zur echten Begegnung ihrer selbst zu bringen. Dafür hat er keine systematische Theorie entwickelt, hat sich kein Lehrgebäude aufgebaut, sondern aus intuitiver Kraft heraus gelebt und gewirkt. Charakteristisch ist sein Ausspruch, der zu tiefst biblisch begründet ist: «der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht.» In überzeugender Weise gelingt es Zuyderhoff, die Bedeutung der Sündenvergebung im therapeutischen Akt nachzuweisen, wobei der Begriff der Sünde bei Müller seinen besondern anthropologischen Aspekt hat²⁾.

Um das Problem der Begegnung mit dem eigenen Selbst im dramatischen Ablauf einer Existenzkrise geht es Eckart Wiesenhütter. Dieser von der Psychoanalyse herkommende Psychotherapeut schildert das erschütternde Schicksal eines Fürsorgezöglings, bei dem alle üblichen nacherziehenden Maßnahmen versagt hatten. Auch der eigentliche psychotherapeutische Dialog mit dem Arzt konnte nicht die Lösung des Problems bringen; vielmehr bedurfte es eines jähnen psychotischen Zusammenbruchs, um dem jungen Menschen die Möglichkeiten einer neuen Existenz aufzugehen zu lassen. Die eingehende kausalistische Darstellung ist vor allem deshalb wertvoll, weil nach Möglichkeit subjektive Interpretationen des Geschehens vermieden werden. Gerade für die Soziologie der Asozialen ist die Studie von großer Bedeutung³⁾.

John Knights geglückte Psychoanalyse von ihm selbst erzählt ist eine Übersetzung aus dem Englischen, worin in belletristischer Form über den Gang

einer Psychotherapie berichtet wird. Als notwendiger Hintergrund muß das amerikanische Publikum gedacht werden, das im Bedürfnis nach rationalem Verständnis seiner sozialen Zwiespältigkeit der Psychoanalyse alle Tore geöffnet hat. Das Buch will mit seinem volkstümlichen Ton das Geheimnis dieser Methode entschleiern und die langdauernde Anstrengung einer derartigen Behandlung schmackhaft machen. Trotz eines oft etwas plaudernd-oberflächlichen Stils birgt es manche wertvollen praktischen Hinweise. Trotzdem muß man sich fragen, ob dies wirklich der geeignete Weg ist, um der Laienwelt — an die es sich ja richtet — aufklärende Hinweise zu geben⁴⁾.

Als eigentliche Erziehungs- und Aufklärungsbücher haben die beiden handlichen kleinen Werke von Hermann Bundesen und Minna Specht zu gelten⁵⁾. Während der erstere sich in bekanntem sachlich-medizinischem Rahmen hält und versucht, ohne falsche Sentimentalität dem jungen Mann das Geheimnis der Zeugung und des Geschlechts näher zu bringen, werden in M. Spechts Schriftenreihe in verschiedenen Aufsätzen kindliche Nöte und Störungen behandelt.

Daß die Welt des geistig Abnormen und Außerordentlichen mit Vorliebe auch die Dichter anzieht, zeigt die kleine Broschüre von Aldous Huxley. Der bekannte Schriftsteller schildert darin seine Erlebnisse während eines so genannten Meskalinrausches. Meskalin ist das Gift der mexikanischen Pejotlpflanze, das in bestimmten Dosen delirante Zustände mit besonders intensiven optischen Erlebnissen erzeugt. Der klinischen Psychiatrie ist dieser Stoff besonders seit den Versuchen Behringers genau bekannt, und die Selbstbeobachtungen Huxleys bestätigen denn auch im großen und ganzen die gemachten Erfahrungen. Neu ist die dichterische Verarbeitung des Geschauten, neu und nicht ungefährlich aber auch die Faszination durch die gesteigerte visuelle Erfahrungsfähigkeit. Huxley geht soweit, das Meskalin als Schlüssel zu einer neuen Welt, als Mittel zur vertieften Kontemplation zu preisen. Dabei übersieht er, daß diese Form der Flucht aus der Öde und Armut der Zeit keineswegs original ist und schon bei Baudelaire und Poe gefunden werden kann⁶⁾.

Mario Tobino schließlich, Dichter und Anstaltsarzt, bringt das, worauf die

moderne Literatur schon lange gewartet hat: eine authentische, unverbrämte Schilderung des Lebens im Irrenhaus. Diesmal nicht aus der Perspektive des Kranken, wie es im bekannten amerikanischen Roman «Die Schlangengrube» geschah, sondern aus dem täglichen Leben des Psychiaters heraus. Der Leser wird hier mitten in die Realität einer psychiatrischen Klinik mit all ihren be-

fremdenden Aspekten gestellt, er wird mit dem Wahnsinn in seiner grotesken Ausprägung konfrontiert und erlebt den täglichen Kampf des Arztes gegen das Unheimliche aus nächster Nähe mit. Das Buch ist einerseits ein dichterisches Zeugnis, andererseits aber auch eine bittere Anklage gegen unsere Gesellschaft, die in ihren karitativen und sozialen Bemühungen so oft die Not und das Leiden der Geisteskranken übersieht⁷).

Christian Müller

¹⁾ Werner Leibbrand: Heilkunde. Verlag Karl Alber, Freiburg-München 1953. ²⁾ Constantin Zuyderhoff: Die Heilung durch die Seele. Verlag Paul Haupt, Bern 1953. ³⁾ Eckart Wiesenhütter: Ecce Homo. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1954. ⁴⁾ John Knight: Geglückte Psychoanalyse. Classen Verlag, Hamburg 1954. ⁵⁾ Hermann N. Bundesen: Vom Knaben zum Mann. Al-

bert Müller Verlag, Rüschlikon 1953. Minna Specht: Kindernöte, eine Schriftenreihe für Mütter und Erzieher. Verlag Öffentliches Leben, Göttingen-Hamburg 1950/51. ⁶⁾ Aldous Huxley: Die Pforten der Wahrnehmung. Piper Verlag, München 1954. ⁷⁾ Mario Tobino: Die Frauen von Magliano. Classen Verlag, Hamburg 1955.

Das Fliegen von heute und morgen

Die Geschichte des Flugwesens gleicht einem Baum, dem man schon mehrmals das baldige Ende voraussagte, der aber immer wieder neue Seitenstämme und Zweige hervorbringt. So stehen wir auch heute wieder vor einem Erneuerungsprozeß in der Luftfahrttechnik, und niemand anders als der vergangene Krieg (und der zukünftige, den man verhindern will) ist der Animator der neuen Entwicklungstendenz im Flugzeugbau. Man kann sich der Tatsache nicht verschließen, daß das Suchen nach Höchstleistungen und nach neuen Wegen in der Flugtechnik allein dem Militärflugwesen innewohnt. Die eher konservativ eingestellte Verkehrs- und Zivilaviatik profitiert allerdings davon und schließt sich, da bei ihr der Faktor Wirtschaftlichkeit im Vordergrund steht, nur zögernd den neuen Gegebenheiten an.

Wer sich einen Überblick über den heutigen Stand und die zukünftigen Möglichkeiten des Fliegens verschaffen will, wird kaum in Verlegenheit geraten, denn es orientieren ihn darüber ausgezeichnete Werke. Dabei muß man nicht mehr — wie dies bis noch vor kurzem der Fall war — der englischen Sprache mächtig sein, denn es liegen nun Fliegerbücher auch in deutscher Sprache vor.

Im Mittelpunkt der Leistungssteigerung steht das Triebwerk. Kannte man

zu Beginn des zweiten Weltkrieges nur den Kolbenflugmotor, so sind nun verschiedenartigste Triebwerke (fast durchwegs auf dem Rückstoßprinzip beruhend) praktisch im Gebrauch: Schubrohr, Strahltriebwerk, Propellerturbine, Raketentriebwerk. Damit ist die Möglichkeit geboten, definitiv in das Überschallgebiet einzutreten und Fluggeschwindigkeiten zu erreichen, die bis an nähernd 4000 km/h betragen. — Über neue Flugzeugtriebwerke und zum Teil auch neue Flugzeuge liegt ein reich illustriertes Buch vor, das allgemein die Prinzipien erklärt, die beim Flugmotorenbau beschritten werden, aber auch technisch eingehend die einzelnen Triebwerke beschreibt¹⁾.

Selbst ein Luftsachverständiger hat heute Mühe, sich in der Vielfalt der Zivil- und Militärflugzeuge zurechtzufinden und ihrer Gestalt oder Leistungen gegenwärtig zu sein. Jedes Jahr werden neue Flugzeugtypen konstruiert oder serienbaureif. Wer sich ein Bild über die zukünftige Gestaltung eines Luftkrieges oder der Verkehrsluftfahrt machen will, muß mindestens den jetzigen Stand kennen, denn die Erfahrung aus dem zweiten Weltkrieg, daß der Krieg jeweils mit den Flugzeugen beendet werde, die schon an seinem Anfang vorhanden waren (im Entwurf oder Prototyp), gilt auch weiterhin. Diese

Übersicht verschafft uns ein jährlich sich folgendes Typenbuch, wie der deutsche Lehmann Verlag ab 1954 es herauszugeben beabsichtigt²⁾. Dieses erstmals vorliegende handliche Taschenbuch bringt neben klaren Bildern auch eine knappe Beschreibung der 302 momentan wichtigsten militärischen und zivilen Flugzeuge aus aller Welt (auch aus der Sowjet-Union ist eine ansehnliche Zahl vorhanden), nebst einer Kurzdarstellung der gebräuchlichsten Flugzeugtriebwerke. Imposante Typen finden sich in diesem Nachschlagewerk, wie beispielsweise die Boeing B-52 «Stratofortress» mit 8 Strahltriebwerken, größtem Fluggewicht von 160 t, größter Bombenlast von 34 t, Schallgeschwindigkeit, max. 18 000 m Gipfelhöhe (mit einer Atombombe kann eine Distanz von 12 800 km zurückgelegt werden, also nahezu New York - Irland retour).

Behandeln die beiden besprochenen Fliegerbücher die Gegenwart, so versucht G. W. Feuchter in seiner *Geschichte des Luftkrieges* aus den vergangenen Kriegen, die er eingehender Prüfung unterzieht, die Fehler aufzudecken und die neuen Einsatzmöglichkeiten abzutasten³⁾. Daß dieses Unterfangen nicht leicht ist, dürfte klar sein. Feuchter verfügt aber über eine Sachkunde, die keine Zweifel über die Richtigkeit der von ihm aufgestellten Synthesen aufkommen läßt (wenn man sich auch über die Art, wie er die ehemaligen Chefs der deutschen Luftwaffe qualifiziert, nicht immer einverstanden erklären kann). Die Gedankengänge über Gegenwart und Zukunft sind etwa so: Die Entwicklungstendenz bei den Jagdflugzeugen geht in Richtung höherer Geschwindigkeit und größerer Gipfelhöhe. Da aber auch die strategischen Bomber (als Träger von Nuklearwaffen) diese Entwicklung mitmachen, wird ihre Bekämpfung nur noch durch unbemannte Jagdflugzeuge und ferngelenkte Flabracketen möglich sein. Deshalb die riesigen Anstrengungen der West- und Ostmächte, solche Abwehrmittel zu schaffen und zu besitzen; denn es handelt sich nicht mehr wie im zweiten Weltkrieg, einige von den schweren Bombern abzuschießen, sondern jedes einzelne Flugzeug, weil es durch Mitnahme einer Atombombe die Zerstörungskraft ganzer früherer Luftarmaden besitzt. Ein solches Abwehrmittel ist z. B. der unbemannte Jäger Boeing F-99 «Bo-

marc»; er wird mit Pulverraketen gestartet, arbeitet sodann mit zwei Luftstau-Strahltriebwerken, erreicht die Machzahl 2 (ca. 2400 km/h) und eine Gipfelhöhe von 18 500 m. Mittels Fernlenkung wird die «Bomarc» in die Nähe des feindlichen Bombers gebracht, worauf Radargeräte automatisch die genaue Lenkung aufs Ziel und automatisch das Abfeuern der Waffen bewirken. Durch Fernlenkung wird der unbemannte Jäger wieder zur Erde gebracht und gelandet. Im Gegensatz zu den Flabracketen ist diese Art Abwehrjäger kein Verlustgerät.

In gleicher Weise ist es denkbar, daß der strategische Bomber, der ja nichts anderes als ein weitreichendes, aber kostspieliges Geschütz ist, durch ferngelenkte Geschosse ersetzt werden wird. «Die zukünftige Gestaltung des Luftkrieges und auch die der gesamten Kriegsführung wird maßgeblich von den Fortschritten in der Entwicklung der ferngelenkten Geschosse bestimmt werden», schreibt Feuchter. Daher werden die Wissenschaftler — noch mehr als bisher — eine kriegsentscheidende Rolle spielen. Bereits gibt es Ferngeschosse verschiedenster Art: Fernlenkraketen und fliegende Bomben für «Erde zur Erde», Flabracketen für «Erde zur Luft», Luftkampfraketenengeschosse für «Luft zur Luft». Auch hat die Elektronik in der Luftkriegsführung ein Ausmaß angenommen, daß es zu einem eigentlichen Funkwellenkrieg kommen muß, um all die ferngesteuerten Flugzeuge und Geschosse aus der Bahn zu werfen und die auf dem Radarprinzip basierenden Aufsuch- und Einstellgeräte wirkungslos zu machen.

Feuchters Studie — wie er seine Geschichte des Luftkrieges selbst nennt — ist deshalb wertvoll, weil er nicht nur die vergangenen Luftkriege beschreibt, sondern auch die taktische und operative Auswirkung der technischen Geräte herausschält und zu grundsätzlichen Schlüssen über die Luftkriegsführung kommt.

Ernst Wetter

¹⁾ C. W. Vogelsang: *Fliegen in unserer Zeit*. Hans F. Menck Verlag, Frankfurt a. M. 1953. ²⁾ Georg W. Feuchter: *Taschenbuch der Luftfahrt* 1954. Verlag J. F. Lehmann, München 1954. ³⁾ G. W. Feuchter: *Die Geschichte des Luftkrieges*. Athenäum Verlag, Bonn 1954.